

Klaus Merten: Einführung in die Kommunikationswissenschaft

Münster, Hamburg: LIT 1999 (Grundlagen der Kommunikationswissenschaft, Bd. 1), 592 S., ISBN 3-89473-592-9, DM 68,80

Eine neue, reich bebilderte Einführung in die Kommunikationswissenschaft liegt aus der Feder des Münsteraner Klaus Merten vor. Sie richtet sich an Studienanfänger und setzt „nichts an Vorkenntnissen voraus.“ (S.12) Häufig unterschwellig, bisweilen explizit formuliert der Verfasser, wie wenig von den bisherigen Ergebnissen der Wissenschaft zu halten sei: „Die Diskussion der wichtigsten Definitionen als auch der Modelle der kontemporären Kommunikationsforschung hat unmißverständlich gezeigt, dass weder Definitionen noch Modelle einer ernsthaften Prüfung an dem Inventarium der Wissenschaftstheorie standhalten.“ (S.80) An beiden Ansprüchen wird sich die Einführung messen lassen.

Klaus Merten hat seinen ersten Einführungsband (der zweite wird anderweitig besprochen) in sechs Abschnitte eingeteilt. Ihnen vorgeschaltet ist ein Prolog über „Banalität und Relevanz von Kommunikation“. Dort gelingen Merten einige treffende Vergleiche, z. B. wenn er Kommunikation als „die kleinste Scheidemünze sozialen Handelns“ darstellt. (S.16) Andererseits weist schon der Prolog übertriebene Simplifizierungen, schiefe Bilder und falsche Aussagen auf, die einem gestandenen Kommunikationswissenschaftler nicht unterlaufen dürfen. So bildet Merten eine Evolution im Zeitraffer ab. Erster Schritt ist die Erfindung der Schrift (auf 3000 vor Chr. festgesetzt), der nächste Schritt sei die Presse gewesen (1609), das „Internet (WWW) 1992“ folgt als bislang letzter. Umgerechnet auf eine Stunde zeigt uns Merten, dass vor einer Sekunde das Internet ins Leben getreten sei und er erklärt apodiktisch: „Danach [nach der Erfindung der Schriftlichkeit; R.S.] ereignet sich fast die ganze Stunde hindurch – mehr als 55 Minuten lang – überhaupt nichts.“ (S.16) Doch wurde der Druck mit beweglichen Lettern – wie man wissen sollte – um 1440 erfunden. Diese Kommunikationsrevolution wird überall als Presse bezeichnet. Das, was Merten hingegen als Presse bezeichnet, ist die periodische Zeitung. Das bislang nachweislich erste Exemplar einer Wochenzeitung erschien schon 1605. Es folgt ein falsches Datum auf das nächste. Der elektrische Telegraph wird auf 1809 datiert. Lomond und Lesage beschrieben schon im 18. Jahrhundert elektrische Telegraphen. Für das Telefon wird das Jahr 1872 angegeben. Johann Philipp Reis stellte seinen Apparat schon 1861 einer wissenschaftlichen Öffentlichkeit vor; Alexander Graham Bells erstes

Patent datiert von 1876. So ließe sich fortfahren. Es soll hier nicht positivistischen Datensammlungen das Wort geredet werden. Doch wenn man sie schon für nötig hält, müssen sie relevant und stimmig sein. Außerdem wäre jedes Datum zu spezifizieren. Da dies nicht geschieht, besteht die Gefahr, dass Studienanfänger den Eindruck erhalten, damit die ‚richtigen‘ Daten zu kennen. Immerhin wird auch diesen auffallen, dass Internet und WWW keineswegs identisch sind.

Eine andere, in diesem Beispiel implizit enthaltene Simplifizierung ist noch erheblich aussagekräftiger für Mertens Vorgehensweise. Quasi um der im weiteren Verlauf des Buches wiederholt traktierten, zunehmenden Beschleunigung von vornherein einen unwiderlegbaren optischen Beleg zur Seite zu stellen, wird die schiefe Chronologie noch durch eine exponentielle Kurve als „Evolution der Kommunikation“ ergänzt: „Trägt man die Zahl der Medien in Abhängigkeit vom Jahr der Entstehung des jeweiligen Mediums auf (Abb. 3), so erhält man einen Graph, der geradezu perfekt einer Evolutionskurve folgt.“ (S.20) Wenn sich der Verfasser da nicht irrt. Denn die Abbildung ist suggestiv und erinnert an die Methode, mit der Klaus Merten 1994 in einer Studie für den VPRT die Konvergenz der öffentlich-rechtlichen Fernsehsender der Bundesrepublik Deutschland hin zu den privaten Sendern ‚bewies‘. In beiden Fällen wurde bildlich die Plausibilität durch simple Addition auf der Y-Achse hergestellt.

Noch mehr stört allerdings etwas anderes: Merten definiert unausgesprochen einen verbindlichen Kanon relevanter Evolutionschritte. Zunächst einmal sind die hier genannten, vorgeblich relevanten Evolutionschritte nicht gleich bedeutsam. Schon heute spricht kaum noch jemand von BTX, von der Presse (Gutenbergs) wird aber noch lange die Rede sein. Sodann wäre zu fragen, warum nach dem fälschlich auf 1931 datierten Fernsehen das „Tonband“, „Satellit-TV [!]“, „Fax“, „BTX“, „PC“, „CD“ und „WWW“ die Evolution vorantrieben (S.20f.). In der Chronologie fehlen Zeitschrift, Schallplatte, Hellschreiber, Telex, Handy und etliche andere mit gleicher Berechtigung zu nennende Kommunikationsmittel. Und zwischen Schrift und Presse? Passierte da wirklich nichts? Ist der Übergang von der Schriftrolle auf die Kodexform nicht relevant? Ist der Wechsel von Bilderschriften zu Alphabetschriften unbedeutend? Um Merten gerecht zu werden, sei angemerkt, dass er zumindest dem letztgenannten bedeutsamen Schritt einige instruktive Seiten folgen lässt (S.195-201).

Doch mit Quantifizierung, die Merten deutlich überschätzt, lässt sich die Komplexität der Medienevolution nicht begreifen. Wenn der Verfasser in Abbildung 5 die Aussagefähigkeit von Hypothesen auf drei Stufen aggregiert, so drückt er damit sein Wissenschaftsverständnis deutlich aus: Am einfachsten sei die Unterstellung einer Korrelation zwischen zwei Faktoren, schwieriger nachzuweisen aber aussagekräftiger sei die gerichtete Kausalität. So weit, so gut. Doch dann wird die quantifizierende Hypothese als einzige weitere Steigerung angeführt. Schon das von Merten bemühte Beispiel der fernsehenden Kinder trifft jedoch eine

qualifizierende Aussage. Wie kann man Quantität mit Qualität verwechseln oder in eins setzen? Klaus Merten hat ein widersprüchliches Wissenschaftsverständnis: Einerseits versteht er sich als Sozialwissenschaftler. Dass der Gegensatz zwischen Sozialwissenschaftlern und Geisteswissenschaftlern nur künstlich aufgebaut ist, sei dabei am Rande bemerkt. Als Sozialwissenschaftler favorisiert Merten die quantitativ-empirisch verfahrenende Herangehensweise. Zum anderen präsentiert sich der Verfasser aber als glühender Anhänger des Konstruktivismus (S.96ff.). Wie geht das zusammen? Wie sind die konstruierten Vorgänge ‚im Kopf‘ quantitativ-empirisch zu überprüfen, ohne sie an einer nichtkonstruierten, objektiven Wirklichkeit zu messen?

Einiges wäre zur mangelnden Stringenz des Kapitelaufbaus und zur Sprache, die zum Bombast neigt, zu sagen, soll hier aber unterbleiben. Klaus Merten ist ein Anhänger der Veranschaulichung durch Abbildungen. Manche ist jedoch über Gebühr verkompliziert worden. Für die Hirnforschung reicht es hin, die Reflexion des Egos über sein Alter auf dem Niveau des ‚Ich weiß, dass du weißt, dass ich weiß‘ zu erfassen. Klaus Merten belässt es dabei nicht. Für ihn ist es eine unendlich fortgeführte Selbst- und Fremdbespiegelung: ‚Person A nimmt Person B wahr und nimmt zugleich wahr, dass Person B die Person A wahrnimmt [...] und Person B nimmt Person A wahr und nimmt zugleich wahr, dass Person A die Person B wahrnimmt [...] etc.‘ (S.103f.) Damit wird der Leserschaft eine Hyperkomplexität vorgegaukelt, die an der Wirklichkeit vorbeizieht. Die vielen Abbildungen (insgesamt 88) zeigen im Positiven, dass sein Buch aus langjähriger Lehrpraxis erwachsen ist. Doch es gibt auch ein Zuviel an pädagogischer Redundanz. Eine Abbildung wird gar nach wenigen Seiten wiederholt (auf den Seiten 31 und 56 steht zweimal das ‚Austauschmodell der Kommunikation‘ nach Prakke). Manche Abbildung ist durchaus hilfreich, z. B. Abb. 37: ‚Das klassische Konzept des Meinungsführers‘ (S.181). Andere sind übersimplifizierend nichtssagend, z. B. die Abbildungen 47-49 zur Öffentlichkeit (S.220-222).

Klaus Merten ist als streitbarer Kollege bekannt. Einer seiner Lieblingsfeinde sind die historischen Teildisziplinen. Bei aller Verachtung für die ‚deskriptive‘ Kommunikationswissenschaft beutet Merten die Ergebnisse historischer Forschungen gerne aus. Dabei interessiert ihn der Gegenstand, die Methoden vereinfacht er zu einer einzigen. Das ist ein fundamentaler Irrtum: Geschichte ist keine Methode, sondern ein Gegenstand, den zu erforschen man sich einer Vielzahl von Methoden bedienen. So ist Mertens Einführung zwar ein Buch, das jene mit Interesse – und ob der versteckten Spitzen und Polemiken bisweilen sogar mit Vergnügen – lesen können, die den Gegenstand einzuschätzen vermögen. Die Studentenschaft allerdings, an die sich die Einführung richtet, ist damit hoffnungslos überfordert. Kein Satz im Buch ist falscher als jener im Vorwort: ‚Die Einführung setzt keine Vorkenntnisse voraus.‘

Rudolf Stöber (Zürich)